



Zum letzten Mal in Zürich: Weihnachtsbeleuchtung von Gramazio & Kohler

LICHTER DER GROSSSTADT

Der Countdown läuft. Zum dritten und letzten Mal leuchtet die 2005 eingeweihte Weihnachtsbeleuchtung der Bahnhofstrasse, entworfen von den Zürcher Architekten Gramazio & Kohler. Die Zürcher empfinden sie als zu «kalt» und sehnen sich zurück nach der früheren Weihnachtsbeleuchtung von Willi Walter und Charlotte Schmid. Tatsächlich war der 1971 installierte Lichtbaldachin aus Tausenden Glühbirnen im Lauf der Jahrzehnte zu einer vertrauten Ikone geworden. Auch mich hatten die Lichter als Kind jedes Mal aufs Neue verzaubert, wenn ich aus dem Limmattal in die grosse Stadt fahren durfte. Die einen dachten an einen Sternenhimmel, die anderen an sanften Schneefall. Ich stellte mir vor, dass es ein Goldregen war, der auf die Bahnhofstrasse rieselte und sich in den Tresoren unter dem Paradeplatz ansammelte. Ich wusste damals natürlich nicht, dass der Baldachin eine Reak-

tion war auf das erste Einkaufszentrum der Schweiz, das 1970 vor den Toren der Stadt entstand und drohte, die Kaufkraft vom Zentrum in die Peripherie zu locken. Das Shopping-Center Spreitenbach folgte dem Vorbild der amerikanischen Malls. Unsere Familie war zu jener Zeit aus den USA in die Schweiz zurückgekehrt, und unsere Mutter fuhr einmal pro Woche mit uns Kindern zum Einkaufen hin – aus Nostalgie. Von der Zürcher Bahnhofstrasse unterschied sich das Shopping-Center in erster Linie dadurch, dass die Geschäfte links und rechts der zentralen Achse zweistöckig angeordnet waren, keine Strassenbahn fuhr und sich statt eines Sees am Ende in der Mitte ein farbig beleuchteter Springbrunnen befand, der nach Chlor roch.

Die Einkaufszentren rückten in den 1970er- und 1980er-Jahren der Innenstadt immer näher. Aber der Baldachin erfüllte lange Zeit seinen Zweck. Er schloss die Strasse nach oben ab und verschmolz sie zu einer atmosphärischen Einheit. Er half, die Verdrängung von alteingesessenen Geschäften durch internationale Ketten zu verzögern. Er war aber auch ein frühes Beispiel jener Tendenz, die heute die Stadtplanungen der Industrienationen antreibt, nämlich den Aussenraum zum Innenraum zu machen, die Rohheit des Städtischen zu domestizieren und die Angst vor dem Unkontrollierbaren zu verdrängen. Mit anderen Worten, die Verwandlung der Welt in eine Lounge.

Die Installation von Gramazio & Kohler interessiert mich vor allem deshalb, weil sie eine Alternative zum herrschenden Trend entwirft. Anstatt den Aussenraum zu verbrämen, öffnet und exponiert sie diesen. Was viele Passanten als kalt empfinden, ist in meiner Sicht der frische Wind, der durch diese Öffnung zieht. Die Referenz des Projekts ist nicht das abgeschottete Interieur, eben die Mall, sondern der diskontinuierliche Raum des Urbanen, also das Ineinandergreifen von Datenflüssen, Verkehrsverbindungen, Ladenöffnungszeiten, das Klingeln der Handys und das Blinken der Reklame. Es macht jenen Konflikt spürbar, der Zürich zurzeit umtreibt, den Übergang von einer grossen Kleinstadt zu einer kleinen Grossstadt. Die Lichtinstallation wird uns fehlen!

Philip Ursprung ist Professor für Moderne und zeitgenössische Kunst an der Universität Zürich.

IM HOCHSCHULLAGER

«Hinter uns bleibt Frankreich, bleiben unsere Hoffnungen, unser Glaube und unsere Enttäuschungen.» Dieses Zitat drückt die Grundstimmung der rund 12000 polnischen Soldaten aus, die im 45. französischen Armeekorps gegen das Dritte Reich kämpften und wegen Nachschubproblemen Mitte Juni 1940 die Schweizer Grenze überqueren mussten. Wie einst die «Bourbaki-Armee» legten sie ihre Waffen nieder und wurden dann bis zum Ende des Krieges in Lagern interniert.

Ein Grossteil der Soldaten wurde für Arbeitseinsätze abkommandiert, galt es doch, die «Anbauschlacht» in der Schweiz voranzutreiben. Besser erging es angehenden Akademikern unter den Internierten. Sie durften in Hochschullagern ihre Studien fortsetzen. Das Lager in Winterthur war der Universität Zürich und der ETH angegliedert.

Das erforderte von den Professoren eine gewisse Portion Idealismus, denn sie reisten oft täglich zwischen den Unterrichtsstätten in Zürich und Winterthur hin und her. Erst gegen Ende des Krieges bekamen die Internierten Zutritt zu einem regulären Studium an der Universität Zürich. Neben dem offiziellen Unterricht gab es zusätzlich geheime militärische Schulungskurse, um die Kampfbereitschaft der Truppe für den Fall eines deutschen Angriffs aufrechtzuerhalten.

Die internierten Studenten genossen noch einen weiteren Vorteil: Sie wurden nicht in Baracken hinter Stacheldraht gesteckt, sondern konnten bei Privatpersonen wohnen. Trotzdem war ihr Tagesablauf streng militärisch geregelt, und sie durften nur mit spezieller Bewilligung der Internierungsbehörde Wirtshäuser, Kinos und andere öffentliche Veranstaltungen besuchen. Die Winterthurer Bevölkerung schätzte das charmante Auftreten der Polen sehr – in den Augen der Behörden ein wenig zu sehr, wollten diese doch jeglichen Kontakt zwischen Internierten und Einheimischen unterbinden. Trotz der Bespitzelung durch die Heerespolizei gab es etliche Liebschaften. «In Winterthur hatte jede zweite oder dritte Frau einen polnischen Freund», wie ein ehemaliger Internierter berichtet. *Maurus Immoos*